

# **Der Begriff Maschine bei Félix Guattari**

# Die Produktion

Félix Guattari war Psychoanalytiker, der der Psychoanalyse kritisch gegenüberstand. Sein Name ist in den verschiedensten Gebieten aufgetaucht. Als Ko-Autor mit Gilles Deleuze hat er die Bücher «Anti-Ödipus» und «Tausend Plateaus» (darin der berühmte Essay über Rhizome) geschrieben, und was dort zum Ausdruck gekommen ist, ein deterritorialisierendes Denken, das steht auch in seinen eigenen Büchern. 1994 ist er überraschend im Alter von 62 Jahren gestorben.

Bei Merve ist in diesen Tagen ein von Henning Schmidgen herausgegebener Band erschienen, der den Versuch unternimmt, Guattaris Denken über die Maschine zu erfassen, bekannt zu machen und auf diese Weise zugleich auch zu zeigen, dass er zu Unrecht im Schatten Deleuzes gestanden hat und in Wirklichkeit ein eigenständiger Denker war.

Der Begriff Maschine ist häufig negativ besetzt. Guattari gab ihm eine eigene und eigenwillige Interpretation, die eine entfesselte, anarchische Bedeutung hat. Das Subjekt ist nicht die ideale und verherrlichte Entität, für die sie gewöhnlich gehalten wird, sondern ein Ensemble von Strukturen, in Guattaris Sprache: von Schichten (oder Plateaus) von Intensitäten, eine Karte, eine Werkstatt, ein Taumel. Sinn gemäss ist das Denken nicht personalisiert, sondern es zieht sich transversal durch die Subjekte hindurch. Es ist nicht schöpferisch, sondern operativ. Statt von Subjekten spricht Guattari auch gern von «agencements collectives d'énonciations», von kollektiven oder verbundenen Aussageformationen, die Anschlüsse suchen (heute würde man von Schnittstellen sprechen), je mehr, desto besser, und selber überall angeschlossen sind, die zirkulieren und subversiv agieren. Das alles ist die beste Voraussetzung, um produktiv zu sein, und Produktion ist alles.

Mit Maschine bezeichnet Guattari genau diese Produktivität, diese Verbindungen, Intensitäten, Entsingularisierungen, die allein zum Zweck der (sozusagen befreiten) Resingularisierungen vorgenommen werden. Maschine ist das, was in der klassischen Psychoanalyse dem Unbewussten entspricht, und man muss, wenn man den Maschinenbegriff zugrundelegt, davon ausgehen, dass dieses Unbewusste offen angelegt ist (wie ein Rhizom) und die Instanz der allgemeinen Produktion darstellt. In dieser Konzeption ist das Den-

ken auch autopoietisch geworden, das heisst, es erzeugt sich selbst, ohne Inputs und Outputs.

«Wir haben unkörperliche Universen zu produzieren», sagte Guattari in einem Vortrag, den er 1990 in Valence an einer Filmtagung hielt. Im Hinblick darauf stellte Pierre Lévy fest, das Denken müsse über die Fakten hinausgehen. Der Vortrag in Valence bildet den zentralen Text im Band von Schmidgen. Im weiteren enthält er Erinnerungen an Guattari von Freunden von ihm sowie Essays, die sein Denken und sein Werk wie eine Werkzeugkiste benützen und weiterführen, also «Maschine machen».

Die Schwierigkeit bei der Auseinandersetzung mit Guattari ist die, dass im Deutschen ausser den beiden mit Deleuze verfassten Büchern andere Schriften von ihm nur in kaum greifbaren Untergrundschriften vorliegen. Sie fehlen ganz einfach. Um so mehr macht der Band bei Merve darauf aufmerksam, dass wir es hier mit einem Denker zu tun haben, der befruchtend gewirkt hat als viele andere und der mehr Beachtung verdiente.

Und ausserdem wird auch klar, was für ein radikaler, anarchischer, manchmal geradezu deliranter, aber auch jederzeit beschwingter und fröhlicher Denker Guattari war, aber was soll's? Das war es gerade, was seine Einzigartigkeit ausmachte. Schliesslich hat das spekulative, hypothetische Denken in Frankreich eine eigene Tradition. Es hat daher keinen Sinn, bei Guattari nach dem Sinn zu fragen, die Frage zu stellen: Was heisst das? was ist damit gemeint? Sondern man muss sich den Strömen hingeben, die fliesen, überfließen, die alles mitreissen und so die gefesselten Singularitäten befreien.

Nicht aufhören, sondern weitermachen. Alles sprudelt, bewegt sich, ist aktiv, alles produziert unablässig. Produktion ist ein weit besser geeigneter Begriff als Kreativität. Produktion ist der Sinn, wenn es denn einen gibt.

Die Wunschmaschinen sind am Werk, man kann ihnen beim Produzieren zuschauen. Wir sind alle Wunschmaschinen.

Aus dem von Schmidgen herausgegebenen Band werden hier einige Passagen zusammengestellt, zu einer Collage oder, besser gesagt: zu einer kleinen Guattari-Maschine.

**Aurel Schmidt**

Henning Schmidgen (Hg.): Ästhetik und Maschismus. Texte zu und von Félix Guattari. Merve. Fr. 19.-

# Subjektivität und Produktion

Nicolas Bourriaud

Die zentrale Stellung, die Guattari der Subjektivität einräumt, bestimmt seine Auffassung der Kunst und ihres Wertes von Anfang bis Ende. Die Subjektivität als *Produktion* spielt im guattarischen Dispositiv die Rolle eines Angelpunktes, um den herum sich die Handlungs- und Erkenntnismodi frei anlagern und sich auf die Verfolgung der Gesetze des Sozios machen können.

Dies bestimmt im übrigen das lexikalische Feld, das angewendet wird, um die künstlerische Aktivität zu definieren: Nichts bleibt übrig von der in dieser Diskursordnung üblichen Fetischisierung. Die Kunst wird definiert als ein «Prozess non-verbalen Semiotisierung» und nicht als eine von der globalen Produktion abgetrennte Kategorie. Den Fetischismus abschaffen, um die Kunst als Denkweise und als «Erfindung von Lebensmöglichkeiten» (Nietzsche) zu definieren: Die letzte Zweckbestimmung der Subjektivität ist nichts anderes als eine Individuierung, die immer wieder zu erobert ist.

Die künstlerische Praxis bildet ein bevorzugtes Territorium dieser Individuierung, da sie potentielle Modellierungen für die menschliche Existenz im allgemeinen liefert. Man könnte daher das guattarische Denken – und das menschliche Denken im allgemeinen – definieren als ein grossangelegtes Unternehmen der *Denaturalisierung* von Subjektivität, ihrer Entfaltung im Feld der Produktion, als eine Theoretisierung ihrer Einfügung in den Rahmen der allgemeinen Ökonomie des Austausches. Nichts ist weniger natürlich als die Subjektivität. Nichts, was in höherer Masse konstruiert, bearbeitet und ausgearbeitet wäre. «Neue Modalitäten von Subjektivierung schafft man auf die gleiche Weise, wie ein Bildhauer ausgehend von der Palette, über die er verfügt, neue Formen schafft» (Guattari).

## Anreger

Félix Guattari, französischer Psychoanalytiker und Autor, der 1994 gestorben ist, war ein singulärer Denker. Noch besser ist es zu sagen, dass er ein Anreger und Anstösser war. Ein Band aus dem Merve Verlag versucht, auf ihn aufmerksam zu machen (siehe auch den Kasten «Die Produktion»).

Das, worauf es ankommt, ist unsere Fähigkeit, inmitten des durch die Ideologien und die Denkkategorien gebildeten Systems der *kollektiven Ausstattungen* neue Gefüge zu schaffen: Schöpfung, die zahlreiche Ähnlichkeiten mit der künstlerischen Aktivität zeigt. Der Beitrag Guattaris zur Ästhetik bliebe unverstündlich, wenn man nicht sein Bemühen hervorheben würde, die Subjektivität zu denaturalisieren und zu de-territorialisieren, sie aus dem für sie reservierten Bereich, dem sakrosankten Subjekt, zu vertreiben, um die beunruhigenden Ufer anzulaufen, wo die maschinellen Gefüge und die sich ausbildenden existentiellen Territorien wuchern. «Beunruhigend», denn entgegen den phänomenologischen Schemata, die das humanistische Denken überfrachten, gehört das Nicht-Menschliche unbedingt dazu. «Wucherung», denn es erweist sich von nun an als möglich, die Totalität des kapitalistischen Systems in Begriffen von Subjektivität zu entschlüsseln: Diese herrscht dort überall als Meister, und sie ist um so mächtiger, als sie in ihrem eigenen Netz verfangen ist, entführt zugunsten ihrer unmittelbaren Interessen.

Denn «ebenso wie die sozialen Maschinen, die man in die allgemeine Rubrik der kollektiven Ausstattungen einordnen kann, wirken die technologischen Informations- und Kommunikationsmaschinen im Herzen der menschlichen Subjektivität» (Guattari). Man wird also lernen müssen, die Subjektivität zu «ergreifen, zu bereichern und neu zu erfinden», bei Strafe, sie sich in eine rigide kollektive Apparatur im ausschliesslichen Dienst der Macht verwandeln zu sehen.

## Ästhetik und Ökosophie

Nicolas Bourriaud

Im «schizoanalytischen» Universum Guattaris kommt der Ästhetik eine besondere Stellung zu. Sie bildet ein «Paradigma», ein geschmeidiges Gefüge, das geeignet ist, auf mehreren Niveaus, auf unterschiedlichen Ebenen des Wissens zu funktionieren; und vor allem bildet sie den Sockel, der ihm erlaubt, seine «Ökosophie» zu formulieren. Sie ist ein Modell der Produktion von Subjektivität, ein Instrument, das dazu dient, die psychiatrisch-psychoanalytische Praxis zu befruchten.

Guattari beruft sich auf die Ästhetik, um die Hegemonie des «szientistischen Über-Ichs» zu durchkreuzen, das die analytischen Praktiken in Formeln erstarren lässt: Er wirft der «Psycho-Szene» vor, sich der Vergangenheit zuzuwenden, da sie mit den Freudschen oder Lacanschen Kon-

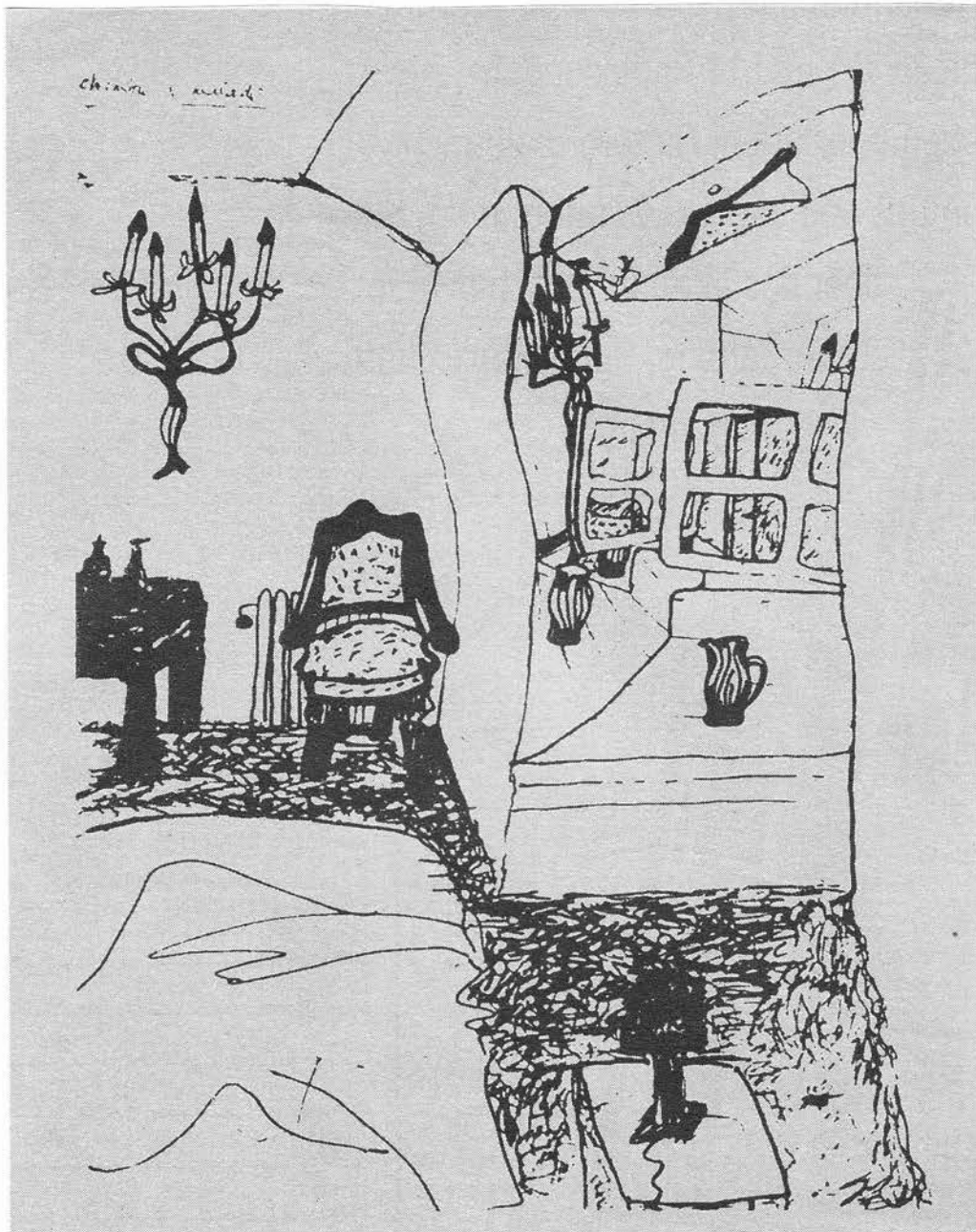
zepten genauso umgeht wie mit unhinterfragbaren Gewissheiten. Das Unbewusste selbst gleicht einer «Institution, einer kollektiven Ausstattung» ... Permanente Revolution in der Methode? Es müsste so sein «wie in der Malerei oder der Literatur: dies sind Gebiete, in denen jede konkrete Leistung die Berufung mit sich trägt, sich zu entwickeln, Neuerungen einzuführen, zukunftsorientierte Erweiterungen einzuleiten, ohne dass ihre Autoren gesicherte theoretische Begründungen oder die Autorität einer Gruppe oder einer Schule, eines Konservatoriums oder einer Akademie geltend machen könnten» (Guattari).

Es zählt allein das «work in progress»: Das Denken geht aus einer Kunst hervor, die nicht mit Rhetorik gleichbedeutend ist. Und nun werden wir uns nicht mehr über die Definition wundern, die Deleuze/Guattari von der Philosophie geben: «Kunst, Konzepte zu bilden, zu erfinden, zu fabrizieren.» Darüber hinaus hat Guattari im Sinn, die Gesamtheit der Wissenschaften und der Techniken ausgehend von einem ästhetischen Paradigma neu zu modellieren. Er erklärt: «Meine Perspektive besteht darin, die Human- und die Sozialwissenschaften von den szientistischen Paradigmen in ethisch-ästhetische Paradigmen übergehen zu lassen.» Eine Absicht, die sich einem wissenschaftlichen Skeptizismus annähert: die Theorie und die Konzepte haben für ihn nur den Wert von «Subjektivierungsmodellen» unter anderen, und keine Gewissheit ist unwiderruflich.

Nach Guattari ist das ästhetische Paradigma dazu berufen, alle Register des Diskurses zu verseuchen, in alle Wissensfelder das Gift der schöpferischen Ungewissheit und der deliranten Erfindung einzupumpen.

Eine Verneinung der vorgeblichen wissenschaftlichen «Neutralität»: «Künftig wird es an der Tagesordnung sein, «futuristische» und «konstruktivistische» Virtualitätsfelder freizustellen.» Ein Porträt des Psychoanalytikers als Künstler: «So wie ein Künstler seinen Vorgängern und seinen Zeitgenossen jene Züge entlehnt, die ihm selbst anstehen, so lade ich diejenigen, die mich lesen, dazu ein, meine Konzepte frei zu übernehmen oder zu verwerfen» (Guattari).





Der Band von Henning Schmidgen über Guattari enthält auch als kleine Überraschung sechs Zeichnungen des französischen Philosophen Gilles Deleuze. Der Titel der hier wiedergegebenen Zeichnung lautet: «Krankenzimmer». Als Autor ist Deleuze, mit dem Guattari zwei Bücher geschrieben hat, in dem Band dagegen nicht vertreten.

## Das Unbewusste ist offen

Pierre Lévy

Der Organismus verweist zweifach auf die Kontingenzen der Geschichte: Ein erstes Mal interveniert das «Aussen» während des ontogenetischen Aufbaus und durch die Lebenserfahrung; ein zweites Mal nistet es sich durch den der Phylogenese eigenen Zufall im Herzen des Organismus ein. Ihrerseits kann sich die biologische Evolution nicht von der unendlich sich verzweigenden, differenzierten Geschichte der Biosphäre abtrennen, und selbst jenseits davon verknüpft sie sich rhizomatisch mit der Erde, mit ihren Faltungen und ihrem Klima, mit den kosmischen Strömen, mit all den Komplexitäten der Physis und ihrem Werden. Statt über das Kognitive zum Biologischen und über das Biologische zum Physikalischen zu führen, kann das Nachdenken über das transzendente Erkenntnissubjekt eher auf sein Anderes zurückkommen: das Unbewusste der Affekte, der Triebe und der Phantasien.

Aber auch hier ist es nicht möglich, beim Freudschen Unbewussten als letztem Begriff stehenzubleiben. Guattari und Deleuze haben gezeigt, dass das sogenannte Unbewusste sich nicht auf ein Reservoir von verdrängten, inzestuösen oder aggressiven Wünschen beschränkt, sondern dass es für die Geschichte, die Gesellschaft und den Kosmos offen ist. Das umfassende Unbewusste, das nicht mehr aufgefasst wird als eine intrapsychische Entität, besteht aus den kollektiven Aussagengefügen, den heterogenen Rhizomen, durch die hindurch unsere Wünsche zirkulieren und in denen sich unsere Existenzen immer wieder ereignen. Allerdings kann man keine apriorische Liste von all dem erstellen, was in die Zusammensetzung der Aussagengefüge und der Wunschmaschinen eingeht: Orte, Momente, Bilder, Sprachen, Institutionen, Techniken, vermischte Ströme usw. Schliesslich werden wir wieder einmal entdecken, dass der letzte Begriff oder vielmehr der begriffslose Horizont des hier «unbewusst» genannten Transzendenten sehr wohl die Welt selbst sein könnte.

## Welt in der Falte

Pierre Lévy

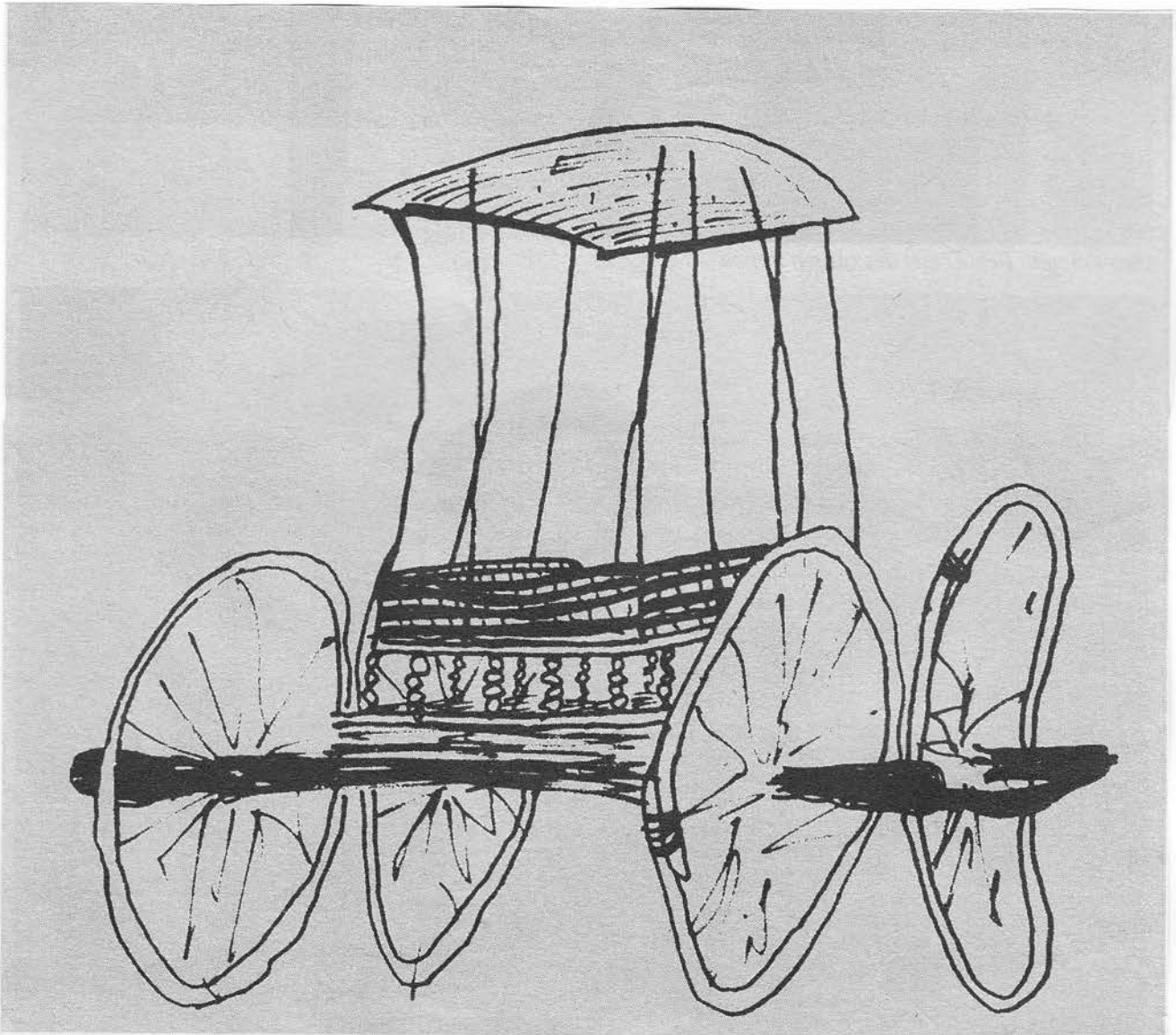
Falten stülpen sich unaufhörlich ein und krümmen sich ineinander um, während andere sich entfalten. Das Signal (oder die Wellung der Dinge), das in der individuierenden Falte empfangen wurde, wird Bedeutung. Das Sein individuiert sich an den Falten der Dinge, an Talbildungen in Landschaften, an Krümmungen von Körpern, an Arabesken, die durch irgendeine melodische Linie skizziert werden, an der Wendung der Ereignisse... Entitäten individuieren sich oder ent-individuieren sich, damit «es» sich für andere Falten eignet, damit «es» sich auf andere Weise neu individuiert.

Durch die übernommenen Metaphern und Bilder, durch die uns übermittelten kulturellen Bedeutungen (die in ihren Falten holographische Fragmente der Natur enthalten), durch das an das Aussen angeschlossene maschinische Unbewusste, durch die materiellen Techniken, die Schriften und die Sprachen, in deren Abhängigkeit wir unsere Botschaften denken und produzieren – all das, wodurch wir die Welt erfahren und erleben, angefangen bei unserem weissen Körper, ist eben die Welt selber.

Gewiss ist der lebende Organismus Produzent seiner Universums-Nische, viel eher als in platter Weise an sie angepasst zu sein. Wir müssen anerkennen, dass die äussere Welt oder, wenn man so will, «die Umwelt» auch schon immer im erkennenden Organismus, der sie produziert, enthalten ist. Die Welt hat sich im Lebenden als auto- und exopoietische Maschine, als Produzentin ihrer selbst und ihres Aussen örtlich zusammengefoldet. Die oberhalb der von uns erfahrenen empirischen Welt liegende transzendente Welt, auf die wir uns hier berufen, ist gewiss nicht auf irgendeine physikalische, biologische, soziale, kognitive oder anders geartete Schicht zu reduzieren. Sie ist auch nicht die geordnete und klar gegliederte Summe der Schichten. Es handelt sich um die Welt als unendlicher Vorrat, um die Über-Welt (*trans-monde*) ohne Komplexitätshierarchie, die immer und überall anders und kompliziert ist: Kosmos.

Körper, Kulturen, Artefakte, Sprachen, Bedeutungen, Berichte... das Empirische wird transzendental und das Transzendente bringt eine empirische Welt zum Vorschein. Als Transzendentales und als Empirisches faltet «es» sich immer wieder von neuem. Die Falte ist das Ereignis, die Verzweigung, die Sein schafft. Jede Falte, jede aktive oder passive Falte, ist das Auftauchen einer Singularität, der Ansatz zu einer Welt. Die ontologische Proliferation ist nicht auf eine bestimmte Lage der Schichten zu reduzieren; sie ist ebenfalls unreduzierbar auf irgendeine Hauptfalte wie diejenige zwischen Sein und Seiendem, Unterbau und Überbau, Determinante x und Determinate y. Die totale und nicht totalisierbare Welt, die kosmopolitisch, differenzierte und multiple Über-Welt ist vielmehr unendlich in sich gefaltet, es wimmelt von Singularitäten in den Singularitäten und von Falten in den Falten.

Die massiven oder molaren Oppositionen wie Seele und Körper, Subjekt und Objekt, Individuum und Gesellschaft, Natur und Kultur, Mensch und Technik, Lebloses und Lebendiges, Heiliges und Profanes, und selbst der Gegensatz zwischen Transzendentelem und Empirischem, von dem wir ausgegangen sind: All diese Teilungen sind Faltenweisen, und sie resultieren aus singulären Ereignisfalten derselben «Konsistenzebene» (Deleuze und Guattari). «Es» hätte sich anders falten können. Und wenn die Falte in einer unendlich vielfältigen, aber einmaligen Welt geschieht, kann man immer zurückgehen auf das Ereignis der Falte, ihrer Bewegung und ihrer Krümmung folgen, ihren Faltenwurf zeichnen, kontinuierlich von einer Seite auf die andere übergehen.



Zu den Maschinen, von denen Félix Guattari gesprochen hat, gehören auch die sogenannten Kriegsmaschinen im Buch «Tausend Plateaus» von Gilles Deleuze und Guattari. Mit diesem Ausdruck wollten die beiden Autoren die schnellen, beweglichen, nomadischen Systeme beschreiben, die stets auf dem Sprung sind und sich gegen die sogenannten Staatsmaschinen, das heisst die unbeweglichen, nicht flexiblen, autoritären und bürokratischen Systeme, richten. Damit erhalten die Kriegsmaschinen eine Bedeutung, die dem Unbewussten in der Form, wie es Guattari aufgefasst hat, vergleichbar ist. Die Zeichnung stellt einen Wagen von Nomaden des Altai-Gebiets aus dem 5./6. Jh.v.Chr. dar und ist in «Tausend Plateaus» abgedruckt.



## Maschinische Pluralität

Pierre Lévy

Eine Maschine organisiert die Topologie der verschiedenen Ströme und zeichnet die Mäander der rhizomatischen Schaltungen. Sie ist eine Art Attraktor, der die Welt um sich herum krümmt. Als aktiv andere Falten faltende Falte gehört die Maschine aufs Innigste zur Rückkehr des Empirischen auf das Transzendente. In erster Annäherung kann eine Maschine aufgefasst werden als zu einer physikalischen, biologischen, sozialen, technischen, semiotischen, psychischen usw. Schicht zugehörig, aber in allgemeinerer Weise ist sie schichtenübergreifend, heterogen und kosmopolitisch. Die Maschinen sind «das, wodurch» es Schichten gibt.

Eine Maschine produziert nicht nur etwas in einer Welt, sondern sie trägt auch dazu bei, die Welt, in der sie funktioniert, zu produzieren, zu reproduzieren und zu transformieren. Eine Maschine ist ein fügendes Gefüge, sie tendiert dazu, sich zurückzuwenden, zurückzukommen auf ihre eigenen Existenzbedingungen, um sie zu reproduzieren.

Die *Komposition* von Maschinen geschieht weder ganzheitlich, noch mechanisch, noch systemisch. Dies ist unmöglich, denn in der neo-vitalistischen Perspektive, die hier die unserige ist, wird jede Maschine von einer *Subjektivität* oder einer

elementaren Proto-Subjektivität belebt. Man hat sich also nicht «objektive» oder «reale» (biologische, soziale, technische usw.) Maschinen vorzustellen, und mehrere «subjektive Blickwinkel» auf diese Realität. Tatsächlich würde eine rein «objektive» Maschine, die nicht von Subjektivität durchdrungen, belebt und gefüttert würde, nicht eine Sekunde lang halten, dieses leere und trockene Gehäuse würde sofort zerfallen. Die Subjektivität kann also nicht im «Blickwinkel» oder in der «Repräsentation» bestehen, die sie instituiert und realisiert. Andererseits formt und erhält sich Subjektivität nur in verschiedenen maschinischen Gefügen, unter denen im menschlichen Masstab die biologischen, symbolischen medialen und sozio-technischen Gefüge einen zentralen Platz einnehmen.

Die gewohnten Auffassungen von Komposition sind in Wirklichkeit nur auf die Probleme der reinen Objektivität abgestimmt, deren systemische, informatische und kybernetische Modelle nichts anderes als ausgearbeitete Varianten sind. Die Maschinen sind aber weder rein objektiv, noch rein subjektiv. Auch ist ihnen weder der Begriff des Elements oder des Individuums, noch der des Kollektivs angemessen, da die Kollektion die Elementarität voraussetzt und mit ihr ein System bildet. Wie ist also die *Komposition* der Maschinen zu denken?

Jede Maschine besitzt eine unterschiedliche Affektqualität, eine andere Konsistenz, einen besonderen erfinderischen Horizont und entwirft ein singuläres Universum. Trotzdem tritt sie in Komposition und Assoziation mit anderen Maschinen. Aber auf welche Weise? Die pluralen Maschinen unter einem einzigen Projekt, unter einem einzigen Konsistenzprinzip integrieren und gewaltsam vereinigen zu wollen, liefe vielleicht darauf hinaus, sie umzubringen und würde sicherlich ihren ontologischen Reichtum schmälern. Eine «reale» Vereinheitlichung wäre zerstörerisch, und eine begriffliche Vereinheitlichung würde das Verständnis und die Kenntnis des betrachteten Phänomens vermindern. Es ist also notwendig, die maschinische Pluralität als eine Pluralität ohne Element (unterhalb) und ohne Synthese oder Totalisierung (oberhalb) zu respektieren. Pluralität kann aber, eben weil sie keine Komposition von Elementen ist, nicht gleichbedeutend mit *Trennung* sein. Es gibt wirklich eine Komposition oder eine Korrespondenz der Maschinen. Diese paradoxen Verbindungen müssen in jedem Einzelfall mit unendlichem Feingefühl analysiert werden. Wir stellen die Hypothese auf, dass *keinerlei allgemeines Prinzip der Komposition existiert*, sondern im Gegenteil jedes maschinische Gefüge örtlich seinen eigenen Kommunikations-, Korrespondenz- und Kompossibilitätsmodus der Verflechtung von Autopoiesis (Identitätspol) und von wechselseitiger Heteropoiesis (Assoziationspol) erfindet.

## Typologie der Maschinen

Félix Guattari

Gehen wir vom einfachsten aus, von dem was ungefähr anerkannt ist: der Idee, dass das technische Objekt nicht auf seine Materialität begrenzt werden kann. Es gibt in der «*techné*» ontogenetische Elemente, Plan-, Konstruktions-Elemente, Elemente von sozialen Verhältnissen, die diese Technologien unterstützen, ein Erkenntniskapital, ein Kapital ökonomischer Verhältnisse und schliesslich eine ganze Reihe von Schnittstellen, in die sich das technische Objekt einfügt. Ausgehend von dieser Konzeption kann man eine Brücke schlagen von einer technologischen Maschine modernen Typs zu den Werkzeugen oder den einzelnen Teilen der Maschine, und diese ebenso als Elemente auffassen, die sich miteinander konnektieren.

Seit Leibnitz verfügt man über das Konzept einer Maschine, die – wie man heute sagen würde – fraktal mit anderen Maschinen verbunden ist, die selbst und bis ins Unendliche hinein aus maschinischen Elementen zusammengesetzt sind. Die Umwelt diesseits und jenseits der Maschine ist Teil der maschinischen Gefüge. Der Eintritt in das Maschinen-Zeitalter wird durch eine gewisse Glättung, durch die Uniformisierung eines Materials vorbereitet, wie zum Beispiel des Stahls, der verarbeitet, deterritorialisiert und uniformisiert wird, um sich den maschinischen Formen anzupassen. Das Wesen der Maschine ist an die Verfahren gebunden, die ihre Elemente, ihr Funktionieren, ihre Alteritätsverhältnisse deterritorialisieren. Man hat von einem *Ontogenie-Verhältnis* der technischen Maschine zu sprechen, das sie dazu bringt, sich dem Aussen zu öffnen.

Neben diesem ontogenetischen Ele-

ment gibt es eine andere Dimension, die phylogenetisch ist. Die technologischen Maschinen sind in einem Phylum enthalten, in dem ihnen Maschinen vorausgehen und andere ihnen nachfolgen. Sie treten in Generationen auf – wie die Automobil-Generationen –, wobei jede die Virtualität für andere zukünftige Maschinen eröffnet. Sie entwerfen durch dieses oder jenes ihrer Elemente eine Verbindung mit allen maschinischen Filiationen der Zukunft. Die beiden auf das technische Objekt angewandten Kategorien der Ontogenese und der Phylognese erlauben uns, eine Brücke zu schlagen zu anderen maschinischen Systemen, die ihrerseits nicht technologisch sind. In der Geschichte der Philosophie hält man das Problem der Maschine allgemein für einen zweitrangigen Bestandteil einer allgemeineren Frage, jener der «*techne*», der Techniken. Ich möchte hier eine Umkehrung der Sichtweise vorschlagen, in der das Problem der Technik zur Teilmenge einer viel umfassenderen maschinischen Problematik wird. Diese «*Maschine*» ist auf das Aussen und

auf ihre maschinische Umwelt geöffnet und unterhält alle Arten von Beziehungen zu sozialen Komponenten und individuellen Subjektivitäten. Es geht also darum, das Konzept der technologischen Maschine zu dem der *maschinischen Gefüge* zu erweitern, eine Kategorie, die alles umfasst, was sich als Maschine auf den verschiedenen ontologischen Registern und Trägern entwickelt. Statt einer Opposition zwischen dem *Sein* und der Maschine, dem *Sein* und dem Subjekt, impliziert diese neue Konzeption der Maschine, dass das *Sein* sich qualitativ differenziert und in eine ontologische Pluralität mündet, die selbst die Verlängerung der Schöpfungskraft maschinischer Vektoren ist. Statt ein *Sein* als gemeinsamen Zug zu haben, der dem Ensemble des (sozialen, menschlichen, kosmischen) maschinischen Seienden innewohnen würde, hätten wir also eine Maschine, die *Referenzuniversen*, ontologisch heterogene Universen entwickelt, die durch geschichtliche Wendungen, einen Faktor der Unumkehrbarkeit und Singularität gekennzeichnet sind. Neben der Proto-Maschine des Werkzeugs und den technologischen Maschinen gibt es das Konzept der sozialen Maschine. Die Stadt ist zum Beispiel eine Mega-Maschine. Sie funktioniert wie eine Maschine. Theoretiker der Linguistik wie Chomsky haben das Konzept der abstrakten Maschine eingeführt, die die linguistischen oder

syntagmatischen Maschinen umfasst. Viele Biologen von heute sprechen von der Maschine im Hinblick auf die lebende Zelle, das Organ, die Individuierung und sogar den sozialen Körper. Auch dort drängt sich das Konzept der Maschine immer weiter auf. Mathematische Maschinen, Turing-Maschinen... Auch im Bereich der Idealitäten – ein anderes Referenzuniversum – wohnt man einer Erweiterung des Konzepts der Maschine bei. «*Musikmaschine*»: Viele zeitgenössische Musiker entwickeln diesen Begriff. Logische Maschine. «*Kosmische Maschine*», denn bestimmte Theoretiker sagen, dass das Ökosystem der Erde das Äquivalent eines Lebewesens bzw. einer Maschine ist, in dem weiten Sinne, den ich ihr hier einräume. Um auf eine Vergangenheit von jetzt zwanzig Jahren zurückzukommen, können wir an die *Wunschmaschinen* erinnern, die die Theorie der psychoanalytischen Partialobjekte – des Objekts «a» als Wunschmaschine – wiederaufnehmen, aber in der Form von Elementen, die nicht auf Objekte, die an den menschlichen Körper angrenzen, reduzierbar sind. Im Gegenteil, es geht dabei um Objekte des Begehrens, Maschinen des Begehrens, um Subjekt-Objekte des Begehrens und Vektoren partialer Subjektivierung, die sich weit jenseits des Körpers und der familiären Verhältnisse auf die sozialen und kosmischen Ensembles sowie auf Referenzuniversen aller Art hin öffnen.